

Kröte

— und wenn die sich nicht
so viele wären, dann würde
(Zeichnung: Balkie / M.)

ustrationspapier gedruckten
ins Ausland versandt.
erzeitungen in die Pro-
and der Zeitungen gewähr-
telbar zu den Flugzeugen
nen, ohne durch die Ver-
ten zu werden. England
das pünktliche Erscheinen
Eindruck zu erwecken, daß
ung sei.

r Gefangener

in kleinen Gärten hängen
Kreuzen.
gefallenen Kameraden ge-
zeichen besteckt. Die Eng-
n gefangenen Kameraden
ammengetragen und in die
ch nicht die Mühe, die
, und legten sie einfach der
e zu, nagelten zwei Bretter
„Here reposed 65 Tommies
65 Tommies, gefallen für

gefangene Engländer, die
. Sie spekulierten auf die
n damit, daß kein deutscher
egreifen würde, und setzten
an einem Wege, von dem
ahl von Franzosen benutzt

osen!" Das wagen die
Wenn auf französischen
pour les Anglais", dann
Recht bestehen, dies zu tun.
nach Monaten seiner Ge-
ß Oran und Dakar durchaus
r seien, der weiter der
n die Deutschen doch bald
inston Churchill würde den
usrotten, ist keine Einzel-

er, die beauftragt wurden,
raden jetzt im September
te: „Warum?" Als einer
darauf aufmerksam machte,
nden sei, und sie schrieben
den Weltkriegs-Friedhöfen:
s sei doch kindliche Sentl-

ng" über „Altmark" abge-
dieser kaltschnäuzigen Ver-
ische Gefangene bei der
ne an den Gräbern ihrer
chend, noch immer den fal-
ört schon viel Disziplin

ür die Franzosen". Es ist
ng, die des hohnvollen
efühl männlicher Anständig-
nkt in der völligen Ver-
es findet. Denn wie kann
sein, der den Gefallenen

htet

**im Morgengrauen ein bri-
erbourg vorzustoßen. Er
so wirkungsvoll beschossen.
Richtung auf die britische**

**Auswärtigen von Ribben-
den in Berlin weilenden
r Riccardi.**

**nder gab bekannt, daß der
n, Wladimir d'Ormesson,
berufen und durch General**

**tei droht, wie „Messagero"
en mit einer Aufforderung
Protest gegen ein 10tägiges**

**welt verfügte am Donners-
einigten Staaten liegenden
auf 10 Millionen Dollar
der aus rumänischen Gut-
inanzministeriums gezogen**

Der illustrierte Sonntag

Nummer 41 — Sonntag, den 13. Oktober 1940 — 9. Jahrgang

Sprache und Rasse – quer über den Rhein

Die Struktur des elsässischen Volkstums – Der Rhein war nie eine deutsche Grenze

Als im Jahre 1681 Ludwig XIV. die deutsche Stadt Straßburg besetzte und in den folgenden Jahren alle Befestigungen der Freien Reichsstädte im Elsaß schleifen ließ, da war dies — nicht ohne Schuld deutscher Fürsten — die kampflose Eroberung deutschen Raumes. Man darf allerdings gerechterweise nicht übersehen, daß der mangelnde Widerstand des Reiches gegen den französischen Zugriff auch mit begründet war in der gefährdeten Lage der deutschen Ostmark: das von den Türken bedrohte Wien war Habsburg wichtiger als das westliche Straßburg; und der Stephansdom stand ihnen näher denn das Straßburger Münster.

Im Elsaß selbst aber war mit der machtpolitischn Besitzergreifung des Landes, der Städte und Festungen noch lange nicht das Volk für Frankreich erobert. Das elsässische Volkstum wehrte sich gegen die französischen kulturellen Einflüsse. Es konnte in seinem Kampf gegen das Welsche, wie man damals und bis heute im Elsaß das französische Wesen nennt, auf eine sehr lebendige Tradition durch das ganze Mittelalter zurückblicken. Schon der größte deutsche Satiriker des 16. Jahrhunderts, der Elsässer Johannes Fischart, hatte geschrieben: „Welsches Wesen und welsche Bildung schließt aus ehrliebende Gesellschaft, und es ist durchaus kein Zufall, daß auch die erste deutsche Nationalgeschichte, die den Rassegedanken verfocht, einen Elsässer, Jakob Wimpheling, zum Verfasser hatte. Hans Michael Moscherosch aus dem in der Nähe von Straßburg gelegenen Willstätt, dessen satirische, gegen die alamodischen Dichtungen sich wendenden Werke seiner Zeit weit verbreitet waren, geißelte in seinen Spruchweisheiten mit Spott und fanatischer Empörung alles Verwelschte: „Wer seine Muttersprache setzt einer andern nach, den trifft die Rach und fremde Ungemach!"

Man könnte die Reihe solcher Zeugnisse mehr oder minder bekannter elsässischer Dichter und Persönlichkeiten weiterführen, bis in die heutige Gegenwart, aus der wir aber nur einen Ausspruch eines bedeutenden, in der ganzen Welt bekannten und anerkannten Elsässers anführen wollen: es ist Albert Schweitzer, der Theologe und Mediziner, der Orgelspieler und Denker, der Träger des deutschen Goethepreises und Arzt eines Kolonialkrankenhauses. Albert Schweitzer, der sein bedeutendes Werk über Johann Sebastian Bach in französischer Sprache schrieb, um den deutschen Musiker den Franzosen nahe zu bringen, schrieb aber auch einmal: „Französisch empfinde ich nicht als Muttersprache. Deutsch ist mir Muttersprache, weil der elsässische Dialekt, in dem ich sprachlich wurzle, deutsch ist. Nach meiner Erfahrung erscheint es mir eine Selbsttäuschung, wenn jemand zwei Sprachen als Muttersprache zu besitzen glaubt: dann frage ich, in welcher Sprache er zähle und rechne, in welcher Sprache er mir das Küchengeschirr und das Handwerkszeug angeben könne und in welcher Sprache er — träume?!"

Die Muttersprache des Elsaß ist jene dialektische Form des Hochdeutschen, die man Alemannisch nennt, obwohl dies eigentlich nicht für das ganze Elsaß, geschweige denn für Lothringen gilt. Die elsässische Mundart, die mehr ist als ein „Dialekt", neben dem etwa das Hochdeutsche nebenher geht, hat ihre charakteristische Bedeutung darin, daß sie — ähnlich wie in der deutschen Schweiz das „Schwyzerdütsch" — eine allgemeine Umgangssprache ist, deren Gebrauch nicht etwa gesellschaftlich diskreditiert. Nur ist es keine einheitliche Sprache, sondern besitzt mancherlei, innerhalb der allgemeinen Färbung oft sehr bezeichnende Abwandlungen: Die elsässischen Sprachgrenzen laufen aber nicht etwa mit den politischen Grenzen, vor allem nicht mit dem Rhein und in seiner Südnordrichtung. Sie laufen vielmehr quer über den Rhein von den Vogesen zum Schwarzwald hinüber und von der Saar zum Neckar: entsprechend der stammhaften Gliederung im oberrheinischen Raum. Elsaß und Baden sind kongruente Gebiete: geologisch, rassisch und sprachlich. So entspricht der Sundgau dem südlichen Baden: hier sind auf beiden Seiten des Rheins in Ebene und Gebirge Alemannen zu Haus. Hier heißen die Kinder „Chinder", das Wort mit einem sehr harten, gutturalen Laut gesprochen. Dagegen entspricht das Mittelelsässische dem Mittelbadischen. Die nördliche Grenze geht etwa von der alten Baden-Badener Markgrafenschaft hinüber zu der alten Hohenstaufenresidenz Hagenau. Hier sagt man nicht, man sait: „mer sinn am Rhinn gsin".

Das nördliche Elsaß und das südöstliche Lothringen spricht pfälzisch: das heißt, es spricht „pfälzisch", denn auch hier geht wie in der Pfalz der Parrer mit der Peif in die Kerch! Die lothringischen Mundarten wandeln ebenso ohne Sprünge in das Saar-Pfälzische und Luxemburgisch-Rheinländische hinüber. Immer aber sind es eindeutig rein deutsche Sprachformen.

Dieser sprachlichen Aufgliederung von Süden nach Norden — nicht also von Westen nach Osten! — entspricht auch die rassische Gliederung elsaß-lothringischen Volkstums. Auf die Alemannen folgen die pfälzischen Franken. Strukturell liegt ein Mischtypus nordischer, alpin-dinarischer Prägung vor. Man könnte ähnliche beweiskräftige Beispiele, etwa aus den Volksbräuchen, aus den bodenständigen Bauformen und so weiter anführen; sie alle zeigen immer das eine: der Rhein war nie eine deutsche Grenze. Es war stets ein deutscher Strom durch deutsche Landschaft — auch in den Zeiten, als auf der linken Rheinseite französische Posten standen. Er wird für alle Zeiten ein deutscher Strom bleiben — und ohne Poilus!

rgh.



Herbstbestellung im Elsaß (Scherl-Bilderdienst-Autoflex)

Ihr Junge

Skizze von Else Krafft

Als die Nachricht zu ihr kam, daß ihr Junge zu den Vermißten des Krieges gehörte, war es Frühling gewesen.

Der Kastanienbaum unter ihrem Küchenfenster im Hofe wußte nichts von Leid und Tod, er blühte damals freudevoll in alle Mutterträumen hinein, und die Nachbarin tröstete, so oft und so gut es ging.

„Vermißt ist noch lange nicht so schlimm wie gefallen, Frau Schröder. Passen Sie auf: Eines Tages kommt Ihr Willi mit einem seiner lustigen Pfiffe wieder nach Hause! Ist ja schon oft passiert, erst vorige Woche bei der Frau Wendlowski: Ihr Max, der auch vermißt war, hatte nur 'nen Schuß im Bein und war gefangen genommen, bis ihn unsere tapferen Leute wieder befreiten . : ."

Die alternde Frau nickte.

„Er hat's mir ja auch versprochen, mein Willi. Wiederkommen tut er, hat er gesagt. Wenn nicht Ostern, dann Pfingsten, und wenn dann auch noch nicht Ruhe ist, dann aber bestimmt, wenn die Kastanien kullern, von denen er immer Schiffe geschnitzt hat, für Ihre Kinder, wissen Sie noch, Frau Richter, solche kleinen mit ganz richtigen Segeln . . ."

„Ja!" flüsterte die Nachbarin und floh vor der starren Ruhe der grauhaarigen kleinen Frau.

Drei Monate sind das schon her, und Frau Schröder wartet immer noch auf ihren Jungen. Sie glaubt nicht daran, daß er tot sein könnte. Früher war sie immer nur des Sonntags drüben zum Bahnhof gegangen und hatte sich in den Nachmittagsstunden auf die Bank vor dem Bahnsteig gesetzt, um auf irgend etwas zu warten, was wieder das alte Glück in ihr einsames Leben hineintragen würde.

Jetzt lief sie jeden Tag, wenn die Sonne zu sinken begann, aus der stillen Wohnung zu der Bank über der breiten, steinernen Treppe, von der man die ankommenden Reisenden so gut sehen konnte: Die vielen Feldgrauen, verbrannt und hager, aber lachend und urlaubsfroh. Väter, Mütter, junge Frauen und Kinder mit Blumen in der Hand standen manchmal da und liefen voll zitternder Erwartung immer vor Frau Schröder hin und her.

Willi würde auch eines Tages mal hier so ankommen und sehr froh sein, wenn er abgeholt würde. Wenn er vielleicht lange krank oder verwundet gelegen hätte und nun gleich lachend losschrie mit seiner jungen, frohen Stimme: „Mutter!"

Heute trägt die verstörte Frau sogar mitten in der Woche ihr Sonntagskleid. Heute war der Geburtstag ihres Jungen. In seiner Kammer stand ein Blumentopf am Fenster, sein kleiner Tisch und seine Bücher waren aufgeräumt und das Bett frisch bezogen.

Schade, daß die Bank auf dem Bahnhof heute schon besetzt war. Mutter Schröder trippelte aufgeregt vor dem Bahnsteig auf und ab, als gerade wieder ein Zug vom Westen eintraf, und starrte auf die Flut von Reisenden, die da dicht vor ihr durch die Sperre kamen.

Wenn er heute, heute zu seinem fünfundzwanzigsten Geburtstag, heimkäme, der Wille, dann wäre alles gut. Alle Einsamkeit, alle Sehnsucht, alles Warten und Grämen um ihr einziges Kind.

Jemand stieß an die kleine, hagere Frau an. Schweres Gepäck klirrte, begann zu rutschen, ein Stock klirrte hart auf den Steinen, und eine Stimme sagte: „Hoppla, nicht fallen, junger Mann!"

Aber Mutter Schröder hatte schon zugegriffen und festgehalten. Ein grauer Feldsoldat war neben ihr, zerknittert der Rock, verschossen die Mütze, über mageren Schultern der hochbepackte Tornister, ein blonder Schopf und Kinderaugen, blau, grell suchend, der Arm verbunden und der Fuß mühsam schleppend.

„Willi!" stammelte Mutter Schröder haltlos.

Er hob überrascht den Kopf. In das hagere Gesicht kam ein verlegenes Lachen. „Woher wissen Sie'n, wie ich heiße?"

Sie hatte noch immer seinen Arm gepackt. Die Stimme war fremd. Aber der Kopf, der geliebte, helle Kopf mit den blanken Augen, lieber Himmel, die Augen waren doch von ihrem Jungen.

„Soll ich . . . soll ich dir was tragen helfen?"

Jetzt lachte er wirklich. „Wenn Sie wollen, Mutterchen . . . Die Hitze machte schlapp, wenn man solange im Lazarett gelegen hat. Aber Sie verkennen mich, Mutterchen, wenn ich auch Willi heiße."

Sie antwortete gar nicht. Neben ihm schritt sie und trug das Bündel aus grauem Leinen. Er kam nur langsam vorwärts, und sie mußte ihn immer wieder stützen.

„Ist aber fein, wenn man so abgeholt wird. Danke schön, Mutterchen! Wenn Sie nu bloß noch so nett sein wollen und mir sagen, mit welcher Bahn ich nach Karlshorst weiterfahren kann. Ich weiß hier nicht Bescheid. In Karlshorst wohnt 'ne Kusine von mir. Wo soll man hin, wenn man kein Zuhause mehr hat, aber Urlaub, vielleicht für immer . . . Denn meine Hand . . . gucken Sie mal, Mutterchen!"

„Mutterchen", hörte sie. Ihre Finger glitten über das steife Handgelenk, streichelnd, vorsichtig. „Komm man, komm man, Junge. Hier bloß die Straße lang, und dann sind wir da."

Er blickte zweifelnd hoch. „Da ist schon Karlshorst?"

„Nein, mein Junge, Zuhause ist da!"

„Zuhause?"

Er wiederholte das unfaßliche Wort. Wie verhielt es sich mit dieser sonderbaren Frau? Ob sie nicht ganz richtig im Kopf war? Aber wie sie sprach, ihn ansah, so hatte ihn noch kein Mensch in seinem armen verwaisten Leben angesehen.

„Ich bin aber wirklich ein anderer . . ."

„Komm man!" meinte sie nur, und ihre Tränen flossen nach langer Starrheit zum erstenmal im ruhigen, erlösenden Strom. „Mein Willi ist nämlich vermißt, und heute hat er Geburtstag. Da habe ich sein Bett frisch bezogen und Kirschkuchen gebacken. Und nu . . . nu dachte ich, wollte ich . . . komm man, mein Junge, du hast keine Mutter und ich keinen Sohn. Das paßt gerade zusammen."

Da ging der junge, fremde, heimatlose Soldat mit. Wie ein Sieger ging es trotz dem lahmen Bein.

Mutter Schröder aber hatte wieder etwas zu sorgen und zu lieben, und das ist das Aller-allernötigste für eine Frau.

Rheingruß

Nun wieder, mir zu Füßen,
Rauscht du, mein grüner Rhein,
Als wolltest du mich grüßen
Mit all den Wellen dein;
Als wär' ich nie geschieden
Von deiner klaren Flut,
Die mit in heil'gem Frieden
Im Morgenschimmer ruht.

Wohl rauschten meine Jahre
Hin, wie die Wellen dein.
Ich merk's am grauen Haare,
Doch nicht am Herzen mein.
Die Wellen rauschen weiter,
Sie kennen ja ihr Meer.
Dem Herrn vertrau ich heiter
Und bange nicht so sehr.

Franz Alfred Muth.

Die lebendige Seele des Samurai

Schwertmystik im alten Japan

Von Henning Eelßen

Im alten Japan war der Waffenschmied eine sehr angesehene Persönlichkeit. Die aus seinen Händen stammenden Schwerter der Samurai, der alten adeligen Kriegerkaste, mußten auch ihn adeln. Man bedenke nur, daß das Schwert des Samurai, deren er zwei zu tragen berechtigt war, seinen ständigen Begleiter und seinen kostbarsten Besitz darstellte. Es war sein zweites Ich, denn „das gegürtete Schwert ist die lebendige Seele des Samurai".

Diese Wertschätzung des Waffenschmieds hat ihren Ausdruck sogar in den nur den Fürsten zugänglich gewesenen symbolhaften Opernspielen, den „No", gefunden, worin auch einem Waffenschmied ein Stück gewidmet wird.

Ein Höfling des Kaisers Ichijo kam zu dem Schmied Munechika in der Stadt Sanjo, um ein Schwert anfertigen zu lassen. Doch müsse die Klinge noch in der gleichen Nacht gearbeitet werden. Nun hatte leider der Schmied gerade keinen geeigneten Gesellen zur Hand. Er bat den Höfling, ihm Zeit zu geben. Aber Befehl ist Befehl, besonders wenn er vom Kaiser kommt. Da half kein Bitten. Wollte er den Auftrag erledigen, dann mußte er sich schon der Hilfe der Götter versichern. Demütig flehte er seinen Hausgeist um Beistand an, und kaum hatte er sein Gebet beendet, als ein Mann geräuschlos bei ihm eintrat.

„Ich höre, daß Ihr ein Schwert für den Kaiser anzufertigen habt."

„Aber guter Mann, woher wißt Ihr das? Den Auftrag habe ich doch gerade erhalten!"

„Der Himmel hat eine Stimme, die auf Erden gehört wird, und die Erde hat Stimmen, die bis in den Himmel klingen. Es gibt keine Geheimnisse auf der Welt, denn Gedanken und Worte treffen immer auf ein fremdes Ohr. Das Traumschwert des Kaisers soll geschmiedet werden, und kein Schwert auf Erden soll es übertreffen können. Seid beruhigt, Meister." Darauf verflüchtigte sich die Gestalt.

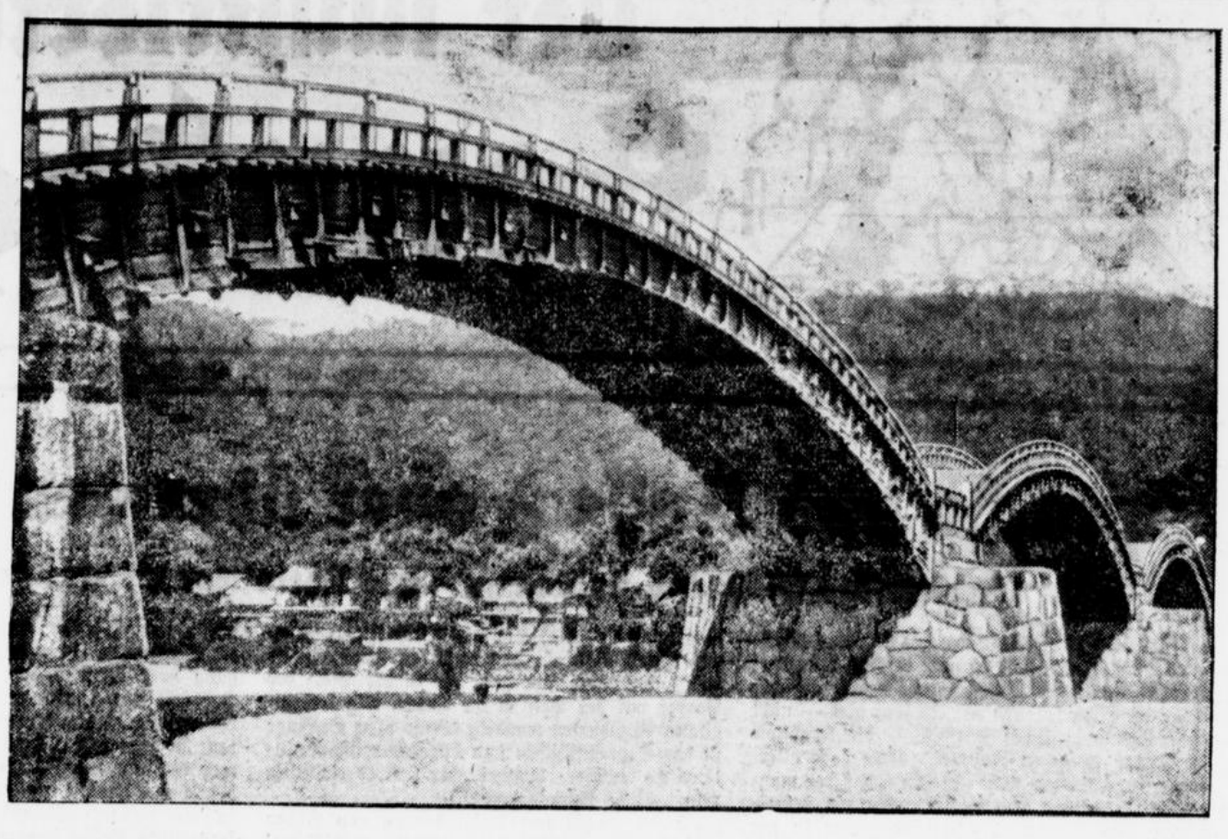
Der Schmied wußte nicht, ob er wache oder ob ihm träume. Aber er rückte seinen Amboß zurecht und nährte das Feuer mit geschäftiger Hand. In den vier Ecken seiner Werkstatt stellte er nach altem Brauch die Bildnisse seines Hausgottes auf und spannte zwischen zwei Bambusstäben ein vielfach mit Quasten behängtes Strohseil, um böse Geister fernzuhalten. Dann betete er um Stärke für sein Werk, nicht zur Vermehrung seines eigenen Ruhms, sondern des Kaisers.

Unter dem melodischen Takt seiner Hammerschläge kam plötzlich ein Geselle herein, der sich stillschweigend an die Arbeit machte, und mit vereinten Kräften gelang es ihnen, die Klinge in der gleichen Nacht herzustellen, worauf der Geselle verschwand und niemals wieder gesehen wurde. Das Schwert des Kaisers wurde ein unerhörtes Meisterstück.

Wie dieser Waffenschmied des Opernspiels, so begann ein jeder sein mühevolles Werk mit einer eigenen Weihe. Das Aufhängen des Strohseils zwischen zwei Bambusstäben war die Nachahmung einer priesterlichen Handlung.

Dadurch sollte der Amboß zum Rang eines Altars erhoben werden, vor dem um glückliches Gelingen der Arbeit gebetet wurde. Dem schwierigsten Abschnitt des Schmiedewerkes, dem Einschweißen der stählernen Schneide in die eiserne Klinge, wurde eine besondere Feierlichkeit gewidmet. Der Schmied bekleidete sich dazu mit einer gleichen Kappe und Robe, wie sie die Edlen am Hof des Mikado trugen. Die Tür der Werkstatt wurde geschlossen, und die Arbeit im flackerndgespenstischen Schein des Schmiedefeuers in aller Abgeschiedenheit zu Ende geführt.

Die Geheimnisse des Schwertschmiedes vererbten sich durch viele Generationen vom Vater auf den Sohn. Jeder Meister hatte sein eigenes, durch lange Ueberlieferung immer mehr verfeinertes Verfahren und verarbeitete Muster nach eigenen kunstvollen Entwürfen, so daß ein Kenner einem guten Schwert gleich ansehen konnte, aus wessen Werkstatt es kam.



Eine japanische Brücke aus dem 17. Jahrhundert, die heute noch dem Verkehr dient.

(Weltbild M.)

Da nun die Schwerter mit so viel heiligem Ernst angefertigt wurden, ist es klar, daß solchen Waffen übernatürliche Eigenschaften, ja, fast eine eigene, selbständig handelnde und denkende Seele angedichtet wurde.

So waren die Schwerter des berühmten Waffenschmiedes Yoshimitsu in gutem Sinn schicksalhaft für die edle Familie Tokugawa. Eines ihrer Mitglieder, Iyeyasu Tokugawa, wurde einst in einer Schlacht überraschend besiegt, so daß er Harakiri zu verüben sich entschloß. Er zog sein Schwert, ein Meisterwerk des Schmieds Yoshimitsu, und stürzte sich hinein. Er glaubte sich längst in einer anderen Welt, als er zu seinem Erstaunen schließlich wahrnehmen mußte, daß er gänzlich unverletzt war. Die Klinge hatte sich umgelegt, so daß nicht einmal seine Haut geritzt wurde. Da er glaubte, das Schwert müsse in der Schlacht stumpf geworden sein, versuchte er es erst einmal am eisernen Mörser, in dem der Arzt seine Heilkräuter zu zerstoßen pflegte, und ließ wütend die Klinge darauf niedersausen. Und was geschah? Der Mörser wurde von der Schärfe des Stahls glatt durchschlagen, ohne daß die Schneide danach auch nur die Spur einer Scharte zeigte. Also konnte die Waffe nicht abgenutzt sein. Er wendete sie nochmals gegen sich selbst. Und wieder versagte sie in der gleichen Weise. An einem dritten Versuch aber wurde er durch die Dazwischenkunft seiner Verwandten gehindert, die den heftig Widerstrebenden rasch auf ein Pferd setzten und mit ihm davonritten in sein eigenes Land.

Nicht lange danach hatte er sein bitteres Mißgeschick durch einen siegreichen Kampf gegen seine alten Feinde wettgemacht und wurde später sogar einer von den großen kaiserlichen Statthaltern. Es bestand für ihn und sein Haus kein Zweifel, daß die glückliche Wendung in seinen Lebensumständen durch die guten Geister des Schwertes herbeigeführt worden waren.

Erzählte Kleinigkeiten

Der große elsässische Dichter Friedrich Lienhard (geb. am 4. Oktober 1865) war kein Musterschüler auf dem Gymnasium in Buchsweiler — zweimal blieb er sitzen, und im Deutschen tadelten seine Lehrer die „mangelnde Ausdrucksfähigkeit". Sein Deutschlehrer pflegte, wenn er die Aufsatzhefte zurückgab, zu sagen: „Na, von dir, Lienhard, weiß man ja, daß du dumm, faul und unbegabt bist."

Eines Tages aber erhielt die Sekunda die Aufgabe, als Klassenarbeit ein Märchen frei zu erfinden. Das war etwas, das den heimlichen Dichter lockte. Er schrieb ein Märchen „Des Edlen Lohn", das der Klasse und dem verblüfften Lehrerkollegium als ungewöhnliche Leistung vorgelesen wurde — und derselbe Deutschlehrer erklärte nun: „Ich hab's doch immer gesagt, Sie sind ein sehr begabter Schüler, Lienhard!"

*

Als junger Hauslehrer in Berlin hielt Lienhard mit Gedichten und dramatischen Versuchen seinen Einzug in die Literatur. Er hatte auch eine düstere Aufruhrtragödie „Spartakus" geschrieben. Eines Nachts ereignete sich eine Feuersbrunst, die Funken flogen in die Nähe seiner Wohnung, und der Hauswirt beschwor Lienhard, seine wertvollsten Papiere in Sicherheit zu bringen. „Ich habe keine!" sagte Lienhard. Dann raffte er aber doch das Spartakusmanuskript zusammen, trug es in einem Korb in einen sicheren Hühnerstall und nahm mit einem Gartenschlauch den Kampf gegen die Funken auf. „Spartakus kam gerettet von den Hühnern zurück", erzählte der Dichter später, „aber es hätte ruhig dort bleiben können . . ."

*

Kurz vor dem Weltkrieg stand Lienhard mit einem französischen Schriftsteller vor dem Straßburger Münster. Sie sprachen über die gespannten Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich, und der Franzose sagte: „Es wird erst wieder ewiger Frieden zwischen den beiden Völkern sein, wenn Frankreichs Trikolore auf diesen Türmen flattert."

Lienhard schüttelte den Kopf. „Sie würde nicht lange dort flattern", entgegnete er überzeugt, „denn der Zorn und Freiheitswillen der Deutschen würde dann zu einem Sturm anschwellen, der eure Trikolore wie ein dürres Herbstblatt herunterwehen würde . . ." foe.

*

Karl Spitzweg, der Münchener, hatte (wie Theodor Fontane, der Märker) als Apotheker begonnen, und seine behagliche Wohlhabenheit von Hause aus ließ ihn den Uebergang zum späteren Malerberuf und diesen selbst leichter werden als so manchem anderen.

Der Maler des oberbayerischen Biedermeier liebte, so einsiedlerisch er oft sein konnte, doch lebenslang gute, eben echte Münchener Geselligkeit.

Wieder einmal saß Spitzweg in einer urgemütlichen Abendrunde, zu der auch ein stadtbekannter Arzt gehört. Der fragte im Anfang unseren Maler, ob er denn den Uebergang vom Apotheker zum Künstler nicht stark empfunden habe. Spitzweg kannte den Doktor sehr wohl von seiner Apothekertätigkeit her. Denn der hatte allemal die unleserlichsten Rezepte geschrieben, und Spitzweg hatte sich damit arg abquälen müssen.

Lächelnd erwiderte der Maler:

„Na, dös war einfach so: als Apotheker hab' i immer z'erst mit dem Geschmier und nachher mit'm Misch'n z'tun g'hobt — — no, und jetzt kommt eb'n z'erst das Misch'n (der Farben!) und alsbald dös G'schmier!"

*

Zu Immanuel Kant kam einmal ein junger Mann und bat den Philosophen, ihm einen Rat für das ganze Leben mitzugeben.

„Das soll gern geschehen!" antwortete der Philosoph. „Also merken Sie sich: Immer, wenn Sie Lust zum Reden haben, schweigen Sie!"

*

Napoleon hatte seinen ersten italienischen Feldzug hinter sich. Sein Stern war im Steigen. Und eines Abends, als er an einer großen Gesellschaft teilnahm, verfehlte man nicht, den siegreichen General mit Lobsprüchen zu überschütten. Besonders die Tischdame des Korsen tat sich hervor. Mit theatralischer Gebärde rief sie aus: „Was ist man in der Welt, wenn man nicht Bonaparte ist!" — Der also Gefeierte musterte seine Nachbarin abschätzend. Dann meinte er: — aber es dauerte nicht lange, dann war er mir „Eine gute Hausfrau!"

Ein Oberst von den Leibhusaren bat Friedrich den Großen um den Heiratkonsens für einen seiner Offiziere. Er erhielt folgenden Bescheid:

„Gewöhnlich, wenn Husaren Weiber nehmen, sind sie nachher im Dienst keinen Schuß Pulver wert. Doch wenn der Oberst meint, garantieren zu können, daß seine Offiziere den Dienst auch nachher zur Zufriedenheit ausführen . . ., meinetwegen."

Ein anderer Oberst, der wegen eines heftigen Magenleidens um einen längeren Urlaub einkam, erhielt diesen Bescheid:

„Der Oberst soll nur tüchtig Rizinus einnehmen, das wird ihn bald gesund machen. Urlaub kann ihm zurzeit nicht gewährt werden, da sein Regiment total verloddert ist, wie ich kürzlich voll Mißfallen bemerken mußte. Das soll er erst einmal in Ordnung bringen, dann mag er erneut um Urlaub anfragen."

Der illustrierte Sonntag
Verlag: C. Jos. Laumanns. Hauptschriftleiter: Emil Reuber (in Urlaub); i. V. Dr. Anton Hans Meyer. Verlagsleiter: F. K. Laumanns. Anzeigenleiter: Herm. Schlepphorst, alle in Lippstadt. Anzeigenpreis: 8 Pfennig pro 46 mm breite Anzeigenspalte. — Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Wilder Wein

Wilden Weines Brände
Schütten über Haus,
Ton und Mauerwände
Ihre Rotglut aus.

Letzter Sonnenstunden
Schimmernd Königskleid — — —
Schönheit, schmerzgebunden,
Segnet diese Zeit —

Leuchtend rote Ranken
Haften dort und da — —
Auch die Herzgedanken
Machen's ähnlich ja:

Haften noch an Tagen,
Die, voll Helligkeit
Und von Glück getragen,
Leuchten durch die Zeit.

Elly Wagner.

Drehstrom-Motore
kauft und verkauft
Elektro-Apparate-Bau GmbH, Abt. Großh. Lippstadt,
Tel. 2920 Postfach 101 Horst-Wessel-Str. 2

**Heizungsmonteure, Schweißer
Helfer, Installateure, Schlosser,
Schmiede, Kupferschmiede**
für auswärtige Großbaustelle stellt ein sofort und später
Ludwig Kanne,
Zentralheizungs- und Apparatebau
Lippstadt, Südertor 16.

Gesprungene
Heizungsglieder sowie **Gußhohlkörper**
aller Art schweißt unter Garantie der Haltbarkeit
Otto Albers
Schweiß- und Schleifwerk Lippstadt
Böckenförder Straße 9—11 Telefon 2015



Jos. Buck
staatl. approb. Augenoptiker
Optikermeister
Lippstadt Nähe Markt
Adolf-Hitler-Straße 22
Ihr Brillen-Spezialist

Witwer, kath., 43. Jahre alt, 1,66 groß, schlank, 3 Kinder (13jähr. Junge, 10jähr. Mädchen, 5jähr. Junge, hübsch, sehr gut erzogen), **sucht tapfere**
Lebenskameradin
mit wahr. Herzensbildung, Sinn für einfache, saubere Häuslichkeit u. tiefer Liebe für Garten, Blumen und alles Schöne. Geschäftsgewandte Beweglichkeit, Liebe im wahrsten Sinne für meine Kinder ist Bedingung. Was ich fordere, gebe ich zurück. Nur ernstgemeinte Zuschriften unter R. S. 753 an den „Patriot", Lippstadt, erbeten.

Ein Inserat im „Illustr. Sonntag" hilft immer!